

MATT HAIG

Die
Mitternachts-
bibliothek

ROMAN

Aus dem Englischen
von Sabine Hübner

DROEMER 

Die englische Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
»The Midnight Library« bei Canongate Books Ltd., Edinburgh.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe
Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet.
Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas
und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.
Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für
eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten
zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.
Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Deutsche Erstausgabe Februar 2021
Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur
mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Das Zitat von Albert Camus auf S. 176 entstammt dem Roman »Der Fremde«.

© der deutschen Übersetzung: Rowohlt Verlag Reinbek bei Hamburg 1961.

Alle Rechte bei und vorbehalten durch Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg.

Das Zitat von Robert Frost auf S. 217 entstammt der
deutschen Übertragung von Paul Celan mit dem Titel

»Der unbegangene Weg«. © der deutschen Übertragung:
Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1983. Alle Rechte bei
und vorbehalten durch Suhrkamp Verlag, Berlin.

Covergestaltung: *semper smile*, München, unter Verwendung
eines Entwurfs von Rafaela Romaya

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-28256-4

*Für alle Menschen, die im
Gesundheitswesen tätig sind.
Und für die Pflegekräfte.
Danke!*

Ich kann nie all die Menschen sein, die ich sein will, und all die Leben führen, die ich führen will. Ich kann mich nie in allen Fähigkeiten üben, in denen ich mich üben will. Doch warum will ich das? Um sämtliche Schattierungen, Töne und Variationen mentaler und physischer Erfahrungen zu erleben, die in meinem Leben möglich sind.

Sylvia Plath

»Zwischen Leben und Tod liegt eine Bibliothek«, sagte sie. »Und diese Bibliothek besteht aus endlosen Regalen. Jedes Buch bietet dir die Chance, ein anderes Leben auszuprobieren, das dir offengestanden hätte. Jedes Buch bietet dir die Chance, zu sehen, wie alles gekommen wäre, wenn du andere Entscheidungen getroffen hättest ... Hättest du irgendetwas anders gemacht, wenn sich ungeschehen machen ließe, was du heute bereust?«

Ein Gespräch über Regen

N eunzehn Jahre bevor sie beschloss zu sterben, saß Nora Seed in der warmen kleinen Bibliothek der Hazeldene School in Bedford. Sie saß an einem niedrigen Tisch und starrte auf ein Schachbrett.

»Nora, Liebes, es ist ganz normal, dass du dir Sorgen um deine Zukunft machst«, sagte die Bibliothekarin, Mrs Elm, und ihre Augen schimmerten sanft.

Mrs Elm eröffnete die Partie. Einer ihrer Springer hüpfte über die akkurate Phalanx weißer Bauern hinweg. »Natürlich machst du dir wegen der Prüfungen Sorgen. Aber du kannst alles werden, was du willst, Nora. Denk doch an all die Möglichkeiten!«

»Ja. Klar.«

»Ein ganzes Leben liegt vor dir!«

»Ein ganzes Leben.«

»Du könntest alles tun, überall leben. Irgendwo, wo es ein bisschen weniger kalt und nass ist.«

Nora schob einen ihrer Bauern zwei Felder vor.

Es ließ sich kaum vermeiden, dass sie Mrs Elm mit ihrer Mutter verglich, die Nora wie einen Fehler behandelte, den es zu korrigieren galt. Zum Beispiel hatte es ihre Mutter, als Nora noch ganz klein gewesen war, so bekümmert, dass das linke Ohr des Babys mehr abstand als das rechte, dass sie es mit Klebeband fixiert und unter einer Wollmütze versteckt hatte.

»Ich *hasse* die Kälte und Nässe«, fügte Mrs Elm nachdrücklich hinzu.

Mrs Elm hatte kurzes graues Haar und ein freundliches, leicht zerknittertes ovales Gesicht, das blass aus ihrem schildkrötengrünen Rollkragenpulli hervorschaute. Sie war schon ziemlich alt. Aber sie war auch der Mensch, der in der ganzen Schule am ehesten auf Noras Wellenlänge lag.

»Kälte und Nässe müssen nicht immer gemeinsam auftreten«, erklärte Nora. »Die Antarktis ist der trockenste Kontinent der Erde. Im Grunde ist sie eine Wüste.«

»Also eigentlich genau das Richtige für dich.«

»Ich glaube, es ist nicht weit genug weg.«

»Vielleicht solltest du Astronautin werden. Durch die Galaxis reisen.«

Nora lächelte. »Auf anderen Planeten ist es sogar noch schlimmer mit dem Regen.«

»Schlimmer als in Bedfordshire?«

»Auf der Venus regnet es reine Säure.«

Mrs Elm zog ein Papiertaschentuch aus dem Ärmel und schnäuzte sich diskret. »Siehst du? Mit so einem Verstand, wie du ihn hast, steht dir alles offen.«

Ein blonder Junge, den Nora kannte, er war ein paar Klassen unter ihr, rannte draußen am regentropfengesprenkelten Fenster vorbei. Entweder verfolgte er jemanden, oder er wurde verfolgt. Seit ihr Bruder weg war, fühlte Nora sich ein bisschen schutzlos da draußen. Die Bibliothek war eine kleine Oase der Zivilisation.

»Dad meint, ich hätte alles hingeworfen. Jetzt, wo ich mit dem Schwimmen aufgehört habe.«

»Na ja, ich sollte das vielleicht nicht sagen, aber es gibt mehr in der Welt, als richtig schnell zu schwimmen. Vor dir liegen viele verschiedene mögliche Lebenswege. Wie ich schon letzte Woche sagte, du könntest Gletscherforscherin werden. Ich habe ein bisschen recherchiert, und die –«

In diesem Moment klingelte das Telefon.

»Moment kurz«, sagte Mrs Elm leise. »Ich geh besser mal ran.«

Kurz darauf beobachtete Nora Mrs Elm beim Telefonieren. »Ja. Sie ist gerade hier.« Die Miene der Bibliothekarin erstarrte vor Schreck. Sie wandte sich von Nora ab, aber ihre Worte waren durch den stillen Raum deutlich zu hören: »Oh nein! Nein! O mein Gott. Ja, natürlich ...«

Neunzehn Jahre später

Der Mann an der Tür

Siebenundzwanzig Stunden bevor sie beschloss zu sterben, saß Nora Seed auf ihrem schäbigen Sofa, scrollte sich durch die glücklichen Leben anderer Menschen und wartete darauf, dass irgendetwas passierte. Und dann, vollkommen unerwartet, passierte tatsächlich etwas.

Es läutete aus unerfindlichen Gründen an der Wohnungstür.

Einen Moment überlegte sie, ob sie überhaupt aufmachen sollte. Schließlich war sie schon bettfertig, obwohl es erst neun Uhr abends war. Sie fand ihr übergroßes ECO WORRIER-Shirt und ihre karierte Pyjamahose peinlich.

Sie schlüpfte in ihre Hausschuhe, um ein bisschen zivilisierter auszusehen, und entdeckte, dass es sich bei dem Menschen an ihrer Tür um einen Mann handelte, und sogar um einen, den sie kannte.

Er war groß und jungenhaft schlaksig und hatte ein freundliches Gesicht, doch seine Augen leuchteten hell und klar, als könnten sie alles durchschauen.

Es tat gut, ihn zu sehen, auch wenn es sie ein bisschen überraschte, vor allem, weil er Sportsachen trug und trotz des kalten regnerischen Wetters erhitzt und verschwitzt aussah. Im Vergleich zu ihm fühlte sie sich jetzt sogar noch schlampiger als vor fünf Sekunden.

Aber sie hatte sich einsam gefühlt. Und obwohl sie lang genug Existenzphilosophie studiert hatte, um zu glauben, dass Einsamkeit ein fundamentaler Teil der menschlichen Existenz in einem grundsätzlich sinnlosen Universum ist, freute sie sich, ihn zu sehen.

»Ash«, sagte sie lächelnd. »Ash, nicht wahr?«

»Ja. Genau.«

»Was machst du hier? Freu mich, dich zu sehen.«

Einige Wochen zuvor hatte sie an ihrem E-Piano gesessen und beim Spielen aus dem Fenster geschaut, und da war er war die Bancroft Avenue entlangelaufen und hatte sie hier in Nr. 33A am Fenster gesehen und ihr zugewinkt. Einmal – vor Jahren – hatte er sie auf einen Kaffee eingeladen. Vielleicht wollte er das wiederholen.

»Ich freue mich auch«, sagte er, aber seine angespannte Stirn verriet nichts davon.

Wenn sie im Laden mit ihm sprach, wirkte er immer so unbeschwert, doch jetzt klang seine Stimme irgendwie bedrückt.

Er kratzte sich an der Augenbraue. Er wollte irgendetwas sagen, brachte aber kein Wort heraus.

»Du joggst?« Eine sinnlose Frage. Es war ja klar zu sehen, dass er joggen ging. Aber für den Moment schien er erleichtert, etwas Belangloses erwidern zu können.

»Ja. Ich mache beim Bedford Half mit. Diesen Sonntag.«

»Ah, genau. Super. Ich hatte auch mal überlegt, an einem Halbmarathon teilzunehmen, bis mir einfiel, dass ich Laufen hasse.«

In ihrem Kopf hatte das lustiger geklungen als jetzt, wo sie es aussprach. Und es stimmte nicht mal, dass sie Laufen hasste. Jedenfalls beunruhigte sie seine ernste Miene. Die Stille wurde unbehaglich und schlug um in etwas anderes.

»Du hattest mal erwähnt, du hättest eine Katze«, sagte er schließlich.

»Ja, ich habe eine Katze.«

»Ich weiß sogar noch den Namen. Voltaire. Ein roter Tigerkater?«

»Ja. Ich nenne ihn Volts. Er findet Voltaire ein bisschen präntiös. Ich hab gemerkt, er steht nicht so auf die französische Philosophie und Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. Er ist ziemlich bodenständig. Für einen Kater, meine ich.«

Ash senkte den Kopf und starrte auf ihre Hausschuhe.

»Ich fürchte, er ist tot.«

»Was?!«

»Er liegt ganz reglos am Straßenrand. Ich habe den Namen auf dem Halsband gesehen, vielleicht hat ihn ein Auto erwischt. Es tut mir leid, Nora.«

Ihr plötzlicher Stimmungsumschwung machte ihr solche Angst, dass sie einfach weiterlächelte, als könne das Lächeln sie in der Welt halten, in der sie gerade noch gewesen war, einer Welt, in der Volts noch lebte und dieser Mann, dem sie Gitarren-Songbooks verkauft hatte, aus irgendeinem anderen Grund vor ihrer Tür stand.

Sie erinnerte sich, dass Ash Chirurg war. Kein Veterinär, sondern ein Arzt für Menschen. Wenn er sagte, dass etwas tot war, dann war es aller Wahrscheinlichkeit nach auch wirklich tot.

»Es tut mir so leid.«

Nora überkam eine Trauer, die sie nur allzu gut kannte. Nur das Sertralin verhinderte, dass sie weinte. »O Gott.«

Sie trat auf die nassen rissigen Gehwegplatten der Bancroft Avenue hinaus, hielt fast den Atem an und sah das arme rote Fellhäufchen auf dem regenglänzenden Asphalt am Straßenrand liegen. Sein Kopf berührte den Bordstein, die Beine waren ausgestreckt wie mitten im Galopp, auf der Jagd nach einem imaginären Vogel.

»O Volts. O nein! O Gott!«

Sie wusste, dass sie eigentlich Verzweiflung und Mitleid mit ihrem geliebten Kater empfinden sollte – und das tat sie auch –, aber sie musste sich noch etwas anderes eingestehen. Während sie auf Voltaire starrte, der so still und friedlich dalag – so ganz und gar frei von Schmerz –, braute sich im Dunkel ein unent-rinnbares Gefühl zusammen.

Neid.

String Theory

Neuneinhalb Stunden bevor sie beschloss zu sterben, kam Nora zu spät zu ihrer Nachmittagsschicht bei *String Theory*.

»Entschuldigung«, sagte sie zu Neil in dessen schmutzigem kleinen fensterlosen Kabuff von Büro. »Mein Kater ist gestorben. Gestern Abend. Und ich musste ihn begraben. Na ja, jemand hat mir geholfen, ihn zu begraben. Aber dann war ich allein in meiner Wohnung und konnte nicht schlafen und habe vergessen, den Wecker zu stellen, und bin erst mittags aufgewacht und musste mich beeilen.«

Dies traf alles zu, und sie dachte, dass ihr Äußeres – ihr ungeschminktes Gesicht, der schlampig zusammengebundene Pferdeschwanz, dasselbe grüne Secondhand-Trägerkleid aus Kordsamt, das sie schon die ganze Woche über im Laden getragen hatte, und all das garniert mit einer allgemeinen Aura erschöpfter Verzweiflung – ihre Worte bestätigen würde.

Neil sah von seinem Computer auf und lehnte sich im Schreibtischsessel zurück. Er verschränkte die Hände, legte die Zeigefinger aneinander und stützte das Kinn darauf, als sei er Konfuzius, der über eine tiefe philosophische Wahrheit des Universums nachsann, und nicht der Boss eines Musikgeschäfts, der sich mit einer zu spät gekommenen Angestellten abgeben musste. Hinter ihm an der Wand hing ein riesiges Fleetwood-Mac-Poster, dessen rechte obere Ecke sich abgelöst hatte und wie das Ohr eines Hündchens abgeknickt herunterhing.

»Hör mal, Nora, ich mag dich.«

Neil war harmlos. Ein Gitarren-Aficionado, etwas über fünfzig, der gerne schlechte Witze riss und im Laden live ganz passable Coverversionen alter Dylan-Songs live spielte.

»Und ich weiß, dass du psychische Probleme hast.«

»Die hat doch jeder.«

»Du weißt, was ich meine.«

»Mir geht es schon viel besser«, log sie. »Ich muss in keine Klinik. Der Arzt sagt, es ist eine situative Depression. Es gibt einfach nur immer wieder neue ... Situationen. Aber ich hab mich deswegen noch keinen Tag krankschreiben lassen. Außer damals, als meine Mum ... Ja. Außer damals.«

Neil seufzte, was bei ihm stets mit einem Pfeifton aus der Nase verbunden war. Ein düsteres b-Moll. »Nora, wie lange arbeitest du schon hier?«

»Zwölf Jahre und ...« – sie wusste es nur allzu gut – »... elf Monate und drei Tage. Mit Unterbrechungen.«

»Das ist eine lange Zeit. Ich finde, dass du etwas Besseres verdient hast. Du bist jetzt Ende dreißig.«

»Ich bin fünfunddreißig.«

»Du bist so vielseitig. Du hast Klavierschüler ...«

»Einen.«

Er schnippte einen Krümel von seinem Pullover.

»Hast du dir das so vorgestellt, dass du in einem Laden in deiner Heimatstadt hängen bleibst? Damals, mit vierzehn? Als was hast du dich da gesehen?«

»Mit vierzehn? Als Schwimmerin.« Sie war Landesmeisterin im Brustschwimmen gewesen, Zweitschnellste im Freistil. Sie erinnerte sich noch, wie sie bei den National Swimming Championships auf dem Podium gestanden hatte.

»Also, was ist passiert?«

Sie entschied sich für die Kurzversion. »Ich hatte jede Menge Druck.«

»Aber Druck formt uns. Wir beginnen als Kohle, und der Druck presst uns zu Diamanten.«

Sie korrigierte ihn nicht. Sie sagte ihm nicht, dass Kohle und Diamanten zwar beide aus Kohlenstoff bestehen, Kohle aber zu unrein ist, um zum Diamanten zu werden, da kann der Druck noch so hoch sein. Wissenschaftlichen Erkenntnissen zufolge be-

ginnt man als Kohle und endet als Kohle. Vielleicht war das die eigentliche Lehre des Lebens.

Sie strich eine lose Strähne ihres kohlschwarzen Haars in Richtung Pferdeschwanz.

»Was willst du mir damit sagen, Neil?«

»Dass es nie zu spät ist, einen Traum zu verwirklichen.«

»Aber sicher zu spät, *diesen* Traum zu verwirklichen.«

»Du hast eine sehr gute Ausbildung, Nora. Einen Abschluss in Philosophie ...«

Nora starrte auf das kleine Muttermal an ihrer linken Hand. Dieses Muttermal hatte alles mitgemacht, was sie mitgemacht hatte. Und es blieb einfach da, unbeirrt. Es blieb einfach ein Muttermal. »Um ehrlich zu sein, Neil, in Bedford besteht kein *massiver* Bedarf an Philosophen.«

»Du hast die Uni besucht, warst ein Jahr in London und bist dann zurückgekommen.«

»Ich hatte keine große Wahl.«

Nora wollte nicht über ihre tote Mutter sprechen. Nicht einmal über Dan. Denn dass Nora eine Hochzeit zwei Tage vor dem Termin hatte platzen lassen, machte diese Beziehung für Neil zur faszinierendsten Liebesgeschichte seit Kurt und Courtney.

»Wir alle haben die Wahl, Nora. Es gibt so etwas wie einen freien Willen.«

»Na ja, nicht wenn man einem deterministischen Weltbild anhängt.«

»Aber warum *hier*?«

»Es gab entweder den Laden hier oder das Tierheim. Hier war die Bezahlung besser. Außerdem, klar, Musik.«

»Du warst in einer Band. Mit deinem Bruder.«

»Stimmt. The Labyrinths. Aber das führte irgendwie nicht weiter.«

»Dein Bruder erzählt da aber eine ganz andere Geschichte.«

Jetzt war Nora überrascht. »Joe? Woher weißt -?«

»Er hat neulich einen Verstärker gekauft. Marshall DSL40.«

»Wann?«

»Freitag.«

»Er war hier in Bedford?«

»Es sei denn, es war ein Hologramm. Wie Tupac.«

Vermutlich hat er Ravi besucht, dachte Nora. Ravi war der beste Freund ihres Bruders. Als Joe das Gitarrespielen aufgegeben hatte und nach London gezogen war, für einen bescheuerten IT-Job, den er hasste, war Ravi in Bedford geblieben. Er spielte jetzt in einer Coverband namens Slaughterhouse Four, die in der Stadt in Pubs auftrat.

»Aha. Interessant.«

Ihr Bruder, da war sich Nora ziemlich sicher, wusste genau, dass Freitag ihr freier Tag war. Es fühlte sich wie ein Stachel in ihrem Inneren an.

»Ich bin hier glücklich.«

»Eben nicht.«

Er hatte recht. In ihr schwärzte eine Seelenkrankheit. Ihr Inneres erbrach sich selbst. Sie lächelte.

»Was ich meine – ich bin glücklich mit dem Job. Na ja, zufrieden. Neil, ich brauche diesen Job.«

»Du bist ein guter Mensch. Du machst dir Gedanken um die Welt. Um die Obdachlosen, die Umwelt.«

»Ich brauche einen Job.«

Jetzt nahm er wieder die Konfuziuspose ein. »Du brauchst Freiheit.«

»Ich will keine Freiheit.«

»Dieser Laden ist kein Wohltätigkeitsverein. Auch wenn ich sagen muss, dass er sich rasant darauf zubewegt.«

»Hör mal, Neil, hat es damit zu tun, was ich letzte Woche gesagt habe? Dass du mal alles modernisieren müsstest? Ich hätte da ein paar Ideen, wie man jüngere Leu...«

»Nein«, wehrte er ab. »Früher war das hier ein reiner Gitarrenladen. String Theory, von Saiten, Strings, verstehst du? Ich habe das Geschäft ausgeweitet. Es am Laufen gehalten. Nur jetzt, wo

die Zeiten rauer werden, kann ich dich nicht dafür bezahlen, dass du mir die Kunden vergraulst, mit deiner Miene wie drei Tage Regenwetter.«

»Was?«

»Es tut mir leid, Nora« – er machte eine kleine Pause, etwa so lange, wie man braucht, um eine Axt zu heben –, »ich muss dich entlassen.«

Leben heißt leiden

N eun Stunden bevor sie beschloss zu sterben, irrte Nora ziellos durch Bedford. Die Stadt war ein Fließband der Verzweiflung. Das mit Rauputz versehene Sportzentrum, wo ihr verstorbener Vater einst zugesehen hatte, wie sie im Schwimmbecken ihre Bahnen zog, das mexikanische Restaurant, wo sie Dan zu Fajitas eingeladen hatte, das Krankenhaus, wo ihre Mutter behandelt worden war.

Dan hatte ihr gestern eine SMS geschickt.

Nora, ich vermisse deine Stimme. Können wir reden? D x.

Sie hatte geantwortet, sie sei gerade *voll in Hektik* (großes LOL). Aber es war unmöglich, ihm etwas anderes zu simsens. Nicht, weil sie nichts mehr für ihn empfand, sondern gerade, *weil* sie noch etwas für ihn empfand. Und weil sie nicht riskieren konnte, ihn erneut zu verletzen. Sie hatte sein Leben zerstört. *Mein Leben ist ein einziges Chaos*, hatte er sie wissen lassen, in betrunkenen Textnachrichten, kurz nach der Beinahe-Hochzeit, die sie zwei Tage vorher abgesagt hatte.

Das Universum tendiert zu Chaos und Entropie. Das sind die Grundlagen der Thermodynamik. Vielleicht sind es auch die Grundlagen des Daseins.

Man verliert den Job, und dann passiert noch mehr Scheiße.

Der Wind säuselte im Laub der Bäume.

Es begann zu regnen.

Sie ging auf einen Zeitschriftenladen zu, mit dem deutlichen – und, wie sich herausstellen sollte, *zutreffenden* – Gefühl, dass gleich alles noch schlimmer kommen würde.

Türen

Acht Stunden bevor sie beschloss zu sterben, betrat Nora den Zeitschriftenladen.

»Sie wollen sich wegen des Regens unterstellen?«, fragte die Frau hinter der Theke.

»Ja.« Nora hielt den Kopf gesenkt. Ihre Verzweiflung nahm zu, wie ein Gewicht, das sie nicht mehr tragen konnte.

Auf einem Ständer sah sie ein *National Geographic*-Heft.

Als sie auf das Cover starrte – das Bild eines schwarzen Lochs –, wurde ihr klar, dass sie das war. Ein schwarzes Loch. Ein sterbender Stern, der kollabiert.

Ihr Dad hatte die Zeitschrift abonniert gehabt. Nora erinnerte sich, dass sie ein Artikel über Spitzbergen, den norwegischen Archipel im arktischen Ozean, total fasziniert hatte. Sie hatte noch nie einen Ort gesehen, der *so weit weg* schien. Sie hatte gelesen, dass dort zwischen Gletschern, gefrorenen Fjorden und Papageientauchern Forschung betrieben wurde. Und von Mrs Elm ermuntert, hatte sie beschlossen, Gletscherforscherin zu werden.

Sie bemerkte eine schmutzige, gebeugte Gestalt. Es war Ravi, der Freund ihres Bruders – und ihr ehemaliger Bandkollege –, der bei den Musikzeitschriften stand, in einen Artikel vertieft. Sie zögerte einen winzigen Moment zu lange, denn als sie gehen wollte, hörte sie ihn sagen: »Nora?«

»Hi, Ravi. Ich hab gehört, Jo war neulich in Bedford?«

Knappes Nicken. »Ja.«

»Hat er, äh, hast du ihn gesehen?«

»Ja, hab ich.«

Das anschließende Schweigen schmerzte Nora. »Er hat mir nicht gesagt, dass er kommt.«

»War nur ein Blitzbesuch.«

»Geht's ihm gut?«

Ravi schwieg eine Weile. Nora hatte ihn früher mal gemocht, und er war ihrem Bruder ein treuer Freund gewesen. Aber jetzt stand eine Schranke zwischen ihnen, genau wie zwischen ihr und Joe. Sie hatten sich damals nicht im besten Einvernehmen getrennt. (Er hatte in einem Wutanfall seine Schlagzeugstöcke auf den Boden des Proberaums geschleudert, als Nora ihm sagte, dass sie die Band verlassen wollte.) »Ich glaube, er ist deprimiert.«

Noch mehr belastete Nora der Gedanke, dass es ihrem Bruder vielleicht so ging wie ihr.

»Er ist nicht er selbst«, fuhr Ravi fort, in seiner Stimme schwang Ärger mit. »Er muss aus dieser Schuhschachtel in Shepherd's Bush ausziehen. Und das nur, weil er nicht Leadgitarrist in einer erfolgreichen Rockband sein kann. Ich hab übrigens auch kein Geld. Pub-Auftritte bringen heutzutage kaum was ein. Selbst wenn man bereit ist, die Toiletten zu putzen. Hast du je im Pub Toiletten geputzt, Nora?«

»Mir geht's gerade auch ziemlich beschissen, falls wir hier gerade *Wem-geht's-schlechter?* spielen.«

Ravi lachte rau. Für einen Moment verdüsterte sich sein Gesicht. »Mir kommen gleich die Tränen.«

Sie war dafür nicht in Stimmung. »Geht es um *The Labyrinth*? Immer noch?«

»Mir hat das unheimlich viel bedeutet. Und deinem Bruder auch. Uns allen. Wir hatten einen Vertrag mit Universal. Direkt vor unserer Nase. Album, Singles, Tour, Promo. Wir könnten jetzt Coldplay sein.«

»Ich dachte, du hasst Coldplay.«

»Darum geht's nicht. Wir könnten in Malibu leben. Stattdessen: *Bedford*. Und deshalb, nein, dein Bruder hat keinen Bock, dich zu sehen.«

»Ich hatte *Panikattacken*. Ich hätte euch irgendwann alle hängen lassen. Ich habe der Plattenfirma gesagt, sie sollen euch ohne mich nehmen. Ich war einverstanden, die Songs zu schreiben. Ich

konnte nichts dafür, dass ich verlobt war. Ich war mit Dan zusammen. Das hat den Deal verhindert.«

»Na klar. Und? Wie ist es gelaufen?«

»Ravi, das ist nicht fair.«

»Fair. Das sagst ausgerechnet du!« Die Frau hinterm Ladentisch gaffte interessiert.

»Bands halten nicht ewig. Wir wären wie eine Sternschnuppe verglüht. Kaum angefangen, schon wieder vorbei.«

»Sternschnuppen sind was Schönes, verdammt noch mal.«

»Ach komm. Immerhin bist du noch mit Ella zusammen, oder?«

»Ich könnte mit Ella zusammen sein *und* in einer erfolgreichen Band spielen und *Geld* scheffeln. Wir hatten die Chance. Vor unserer Nase.« Er zeigte auf seine Handinnenfläche. »Unsere Songs waren *heiß!*«

Nora hasste sich dafür, dass sie insgeheim das »unsere« zu »meine« verbesserte.

»Ich glaube nicht, dass dein Problem Lampenfieber war, Auftrettsangst. Oder Hochzeitsangst. Ich glaube, dein Problem war Lebensangst.«

Das tat weh. Ihr blieb die Luft weg.

»Und ich glaube, *dein* Problem«, schlug sie mit bebender Stimme zurück, »besteht darin, dass du andere Leute für dein beschissenes Leben verantwortlich machst.«

Er zuckte, als habe sie ihm eine Ohrfeige verpasst. Dann legte er die Musikzeitschrift zurück.

»Bis dann, Nora.«

»Bestell Joe schöne Grüße von mir«, sagte sie, während er zur Tür ging und in den Regen hinausstrat. »Bitte.«

Ihr Blick fiel auf das Cover der Zeitschrift *Your Cat*. Eine rote Tigerkatze. In ihrem Inneren brach ein lauter Tumult aus, wie eine Sturm-und-Drang-Symphonie, als sei der Geist eines deutschen Komponisten in ihrem Kopf gefangen und entfessele heftiges Chaos.

Die Frau hinter dem Ladentisch sagte etwas zu ihr, das sie nicht verstand.

»Wie bitte?«

»Nora Seed?«

Die Frau – wasserstoffblonde Bobfrisur – war fröhlich, locker und entspannt, auf eine Art, wie Nora das nicht mehr kannte. Sie beugte sich, auf die Unterarme gestützt, über den Ladentisch, als sei Nora ein Maki im Zoo.

»Ja.«

»Ich bin Kerry-Anne. Ich kenne dich aus der Schule. Die Schwimmerin. Das Superbrain. Hat nicht der Dings, Mr Blandford, mal 'ne Ansprache wegen dir gehalten? Von wegen, du würdest garantiert irgendwann noch mal bei den Olympischen Spielen mitmachen?«

Nora nickte.

»Und, hast du?«

»Ich, äh, hab's aufgegeben. Hab mehr so Musik gemacht ... Dams. Und dann kam das Leben.«

»Und was machst du jetzt?«

»Ich bin ... gerade im Umbruch.«

»Da gibt's also jemanden? 'nen Typen? Kinder?«

Nora schüttelte den Kopf. Und wünschte, alles würde von ihr abfallen. Ihr eigener Kopf. Auf den Boden. Damit sie sich nie mehr mit einer Fremden unterhalten musste.

»Na ja, warte nicht zu lang. Die Uhr tickt.«

»Ich bin *fünfunddreißig*.« Sie wünschte, Izzy wäre hier. Izzy ließe sich so einen Mist nie gefallen. »Und ich bin mir nicht sicher, ob ich wirklich –«

»Ich und Jake haben es getrieben wie die Karnickel, aber wir haben's geschafft. Zwei kleine Terroristen. Aber weißt du, es lohnt sich. Ich fühle mich *erfüllt*. Ich könnte dir ein paar Bilder auf dem Smartphone zeigen.«

»Ich kriege Kopfschmerzen von ... Handys.«

Dan hatte sich Kinder gewünscht. Nora war sich nicht sicher

gewesen. Der Gedanke an Mutterschaft ließ sie versteinern. Sie konnte ja nicht mal auf sich selber aufpassen, geschweige denn auf jemand anderen.

»Also immer noch in Bedford?«

»Hm-hm.«

»Und ich hatte gedacht, du hast den Absprung geschafft.«

»Ich bin zurückgekommen. Meine Mum ist krank geworden.«

»Oh, tut mir leid. Hoffentlich geht's ihr wieder gut?«

»Ich geh jetzt lieber.«

»Aber es regnet doch noch.«

Als Nora aus dem Laden flüchtete, wünschte sie, vor ihr wären lauter Türen, die sie eine nach der anderen durchschreiten könnte, um alles hinter sich zu lassen.

Wie man ein schwarzes Loch ist

Sieben Stunden bevor sie beschloss zu sterben, befand sich Nora im freien Fall und hatte niemanden, mit dem sie reden konnte.

Ihre letzte Hoffnung war ihre frühere beste Freundin Izzy, die über 10 000 Meilen entfernt in Australien lebte. Und auch diese Freundschaft war eingeschlafen.

Nora zückte ihr Handy und schickte Izzy eine Nachricht.

Hi, Izzy, haben lange nicht mehr geschattet. Wäre WUNDERBAR, das endlich nachzuholen. X

Sie fügte ein weiteres X hinzu und schickte die Nachricht ab.

Izzy sah die Nachricht sofort. Nora wartete vergeblich, dass die drei Punkte auf ihrem Display erschienen.

Sie ging am Kino vorbei, wo an diesem Abend ein neuer Ryan-Bailey-Film lief. Eine schnulzige Cowboy-Romanze mit dem Titel *Last Chance Saloon*.

Ryan Baileys Gesicht wirkte immer so, als wisse er um *tiefe und bedeutsame Dinge*. Nora liebte ihn, seit sie ihn im Fernsehen in *The Athenians* als grüblerischen Plato erlebt und er in einem Interview gesagt hatte, er habe Philosophie studiert. Manchmal stellte sie sich vor, wie sie in seinem Whirlpool in West Hollywood saßen und sich durch einen Dampfschleier intensiv über Henry David Thoreau unterhielten.

»Gehe zuversichtlich in Richtung deiner Träume«, hatte Thoreau gesagt. »Lebe das Leben, das du dir vorgestellt hast.«

Thoreau war während des Studiums ihr Lieblingsphilosoph gewesen. Aber wer geht schon im Ernst zuversichtlich in Richtung seiner Träume? Na ja, außer Thoreau vielleicht. Er war weggegangen und hatte in den Wäldern gelebt ohne Kontakt zur Außenwelt, hatte nur dort gesessen und geschrieben, Holz gehackt und gefischt. Aber das Leben vor zwei Jahrhunderten in Concord,

Massachusetts, war vermutlich einfacher gewesen als das moderne Leben in Bedford, Bedfordshire.

Oder vielleicht doch nicht.

Vielleicht hatte sie einfach keinerlei Talent dafür. Zum Leben.

Stunden vergingen. Sie hätte gerne eine Aufgabe gehabt, etwas, das ihrem Leben Sinn verlieh. Aber sie hatte nichts. Nicht einmal die kleine Aufgabe, Mr Banerjees Medikamente abzuholen, wie sie das noch vor zwei Tagen getan hatte. Sie wollte einem obdachlosen Mann etwas Geld geben, merkte aber, dass sie keins dabei hatte.

»Kopf hoch, Liebes, vielleicht kommt es nie dazu«, sagte jemand.

Es kommt nie zu irgendetwas, dachte sie. Das ist ja das Problem.

Antimaterie

Fünf Stunden bevor sie beschloss zu sterben, gerade als sie den Heimweg angetreten hatte, spürte sie in ihrer Hand ihr Smartphone vibrieren.

Vielleicht war es Izzy. Vielleicht hatte Ravi ihrem Bruder gesagt, er solle sie anrufen.

Nein.

»Oh, hallo, Doreen.«

Eine aufgeregte Stimme. »Wo stecken Sie denn?«

Oje, das hatte sie total vergessen. *Wie spät war es?*

»Ich hatte einen echt beschissenen Tag. Es tut mir sehr leid.«

»Wir haben eine Stunde vor Ihrer Wohnung gewartet!«

»Ich kann Leos Stunde gleich nachholen, wenn ich zurück bin.

In fünf Minuten.«

»Zu spät. Er ist jetzt für drei Tage bei seinem Dad.«

»Oh, das tut mir leid. Es tut mir so leid.«

Ein Wasserfall von Entschuldigungen, Nora ging beinahe unter.

»Um ehrlich zu sein, Nora, er überlegt, ob er ganz aufhören soll.«

»Aber er ist doch so gut!«

»Es hat ihm wirklich Spaß gemacht. Aber er hat zu viel um die Ohren. Prüfungen, Kumpels, Fußball. Irgendwo muss er Abstriche machen ...«

»Er hat doch wirklich Talent. Er spielt ja schon so vertrackte Sachen wie Chopin. Bitte –«

Ein ganz tiefer Seufzer. »Tschüss, Nora.«

Nora stellte sich vor, wie sich der Boden unter ihr auftat und sie durch die Lithosphäre und den Erdmantel immer tiefer fiel, bis sie den inneren Erdkern erreicht hatte und zu einem harten Metall komprimiert wurde, das nichts mehr empfand.

* * *

Vier Stunden bevor sie beschloss zu sterben, begegnete Nora ihrem betagten Nachbarn, Mr Banerjee.

Mr Banerjee war vierundachtzig Jahre alt. Er wirkte gebrechlich, schien aber seit seiner Hüftoperation etwas beweglicher.

»Richtig ungemütlich hier draußen, nicht wahr?«

»Ja«, murmelte Nora.

Er warf einen Blick auf sein Blumenbeet. »Aber die Iris sind gekommen.«

Sie betrachtete die Büschel violetter Blumen und zwang sich zu einem Lächeln, während sie überlegte, welchen Trost die Blumen bieten mochten.

Seine Augen hinter der Brille waren müde. Er stand jetzt vor seiner Tür und tastete nach den Schlüsseln. Eine Flasche Milch in einer Tragetüte, die zu schwer für ihn schien. Man sah ihn selten außerhalb des Hauses. Das Haus, in dem sie ihn während ihres ersten Monats hier besucht hatte, um ihm dabei zu helfen, einen Account bei einem Lebensmittelversand einzurichten.

»Oh«, sagte er jetzt. »Ich habe gute Nachrichten. Sie brauchen mir meine Tabletten nicht mehr zu holen. Der Junge aus der Apotheke wohnt jetzt ganz hier in der Nähe und sagt, er bringt sie mir vorbei.«

Nora wollte etwas erwidern, brachte aber keinen Ton heraus. Stattdessen nickte sie.

Er schaffte es, die Tür zu öffnen, dann schloss er sie von innen, zog sich in seinen Schrein zurück, zu seiner geliebten toten Ehefrau.

Das war's. Niemand brauchte sie. Das Universum hatte keine Verwendung für sie.

In ihrer Wohnung war die Stille lauter als jeder Lärm. Der Geruch von Katzenfutter. Ein Napf, für Voltaire bereitgestellt, halb leer.

Sie holte sich etwas Wasser und schluckte zwei Pillen ihres Antidepressivums, starrte den Rest der Packung an und überlegte.

Drei Stunden bevor sie beschloss zu sterben, bestand sie fast

nur noch aus schmerzlicher Reue, als sei die Verzweigung ihrer Seele jetzt irgendwie auch in ihren Körper und ihre Gliedmaßen gedrungen. Als hätte die Verzweigung sie komplett besiedelt.

Es erinnerte sie daran, dass alle besser dran waren ohne sie. Man kommt in die Nähe eines schwarzen Lochs, und die Schwerkraft zieht einen in dessen trostlose, düstere Realität.

Der Gedanke war wie ein nicht endender Seelenkrampf, zu schlimm, um ihn zu ertragen, zu stark, um ihm zu entkommen.

Nora durchforstete ihre sozialen Medien. Keine Nachrichten, keine Kommentare, keine neuen Follower, keine Freundschaftsanfragen. Sie war Antimaterie, und Selbstmitleid kam noch dazu.

Sie ging auf Instagram und sah, dass es allen gelungen war, ihr Leben zu gestalten, außer ihr. Sie postete ein umfangreiches Update auf Facebook, obwohl sie gar nicht mehr regelmäßig auf Facebook war.

Zwei Stunden bevor sie beschloss zu sterben, öffnete sie eine Flasche Wein.

Alte Philosophiebücher blickten auf sie herab, geisterhafte Einrichtungsgegenstände aus ihren Studentagen, als das Leben noch Möglichkeiten bot. Eine Yuccapalme und drei Töpfchen mit winzigen plumpen Kakteen. Als empfindungslose Lebensform, die den ganzen Tag in einem Blumentopf saß, existierte es sich vermutlich leichter.

Sie setzte sich an das kleine E-Piano, spielte aber nichts. Sie dachte daran, wie sie neben Leo gesessen und ihm Chopins Prelude in e-Moll beigebracht hatte. Glückliche Momente können sich in Schmerz verwandeln, mit der Zeit.

Es gab da einen alten Musikerscherz, dass es auf einem Klavier keine falschen Noten gebe. Ihr Leben jedoch war eine sinnlose Kakophonie. Ein Musikstück, das sich wunderbar hätte entwickeln können, aber stecken geblieben war.

Die Zeit verstrich. Nora starrte ins Leere.

Nachdem sie den Wein getrunken hatte, traf sie eine vollkommen klare Erkenntnis. Sie war nicht für dieses Leben gemacht.

Jeder Schritt war ein Fehler gewesen, jede Entscheidung ein Desaster, tagtäglich hatte sie sich weiter von der Person entfernt, die sie einmal hatte werden wollen.

Schwimmerin. Musikerin. Philosophin. Gattin. Weltreisende. *Gletscherforscherin*. Glückliche. Geliebte.

Nichts.

Nicht einmal Katzenbesitzerin hatte geklappt. Oder Eine-Stunde-pro-Woche-Klavierlehrerin. Oder Mensch, der Gespräche führen kann.

Die Tabletten wirkten nicht.

Sie trank den Wein aus. Die ganze Flasche.

»Ich vermisse euch«, sagte sie vor sich hin, als seien die Geister aller Menschen, die sie geliebt hatte, hier bei ihr im Raum.

Sie rief ihren Bruder an und hinterließ eine Sprachnachricht, als er nicht ranging.

»Ich hab dich lieb, Joe. Ich wollte nur, dass du das weißt. Du hättest nichts machen können. Es liegt an mir. Danke, dass du mein Bruder bist. Ich hab dich lieb. Tschüss.«

Es begann wieder zu regnen, und so saß sie da, bei hochgezogenen Jalousien, und starrte die Tropfen auf der Scheibe an.

Es war jetzt 23 Uhr und 22 Minuten.

Sie wusste nur eines mit absoluter Sicherheit: Sie wollte den morgigen Tag nicht mehr erleben. Sie stand auf. Sie suchte einen Stift und ein Blatt Papier.

Es war, fand sie, ein sehr guter Zeitpunkt zum Sterben.